

Es ist eine wunderbare Arbeit –
aber auch wunderbar schwierig



Gudrun Blohberger, pädagogische Leiterin des
Memorial Mauthausen, im Stimme-Gespräch

Die Gedenkstättenpädagogin Gudrun Blohberger engagiert sich seit den 1990er-Jahren in der historisch-politischen Bildungsarbeit zu den NS-Verbrechen. Im Gespräch mit Gamze Ongan und Cornelia Kogoj reflektiert sie ihren Weg von Oberösterreich über den Peršmanhof in Südkärnten bis zur KZ-Gedenkstätte Mauthausen. Dabei stehen Erinnerungskultur zwischen Ehrenamt und Institution, die Grenzen der Geschichtsvermittlung sowie Momente von Zweifel und Zuversicht im Fokus – kurz: die tägliche Arbeit an Menschlichkeit.

Seit mehr als einem Jahrzehnt stehen Sie an der Spitze der pädagogischen Abteilung der KZ-Gedenkstätte Mauthausen. Zuvor verantworteten Sie die Museumpädagogik am Landesmuseum Kärnten und waren Obfrau des Društvo/Verein Peršman. Wie nahm Ihr Weg seinen Anfang? Und was hat Ihr anhaltendes Engagement für die Erinnerung an die NS-Verbrechen geprägt?

Ich bin mit 20 Jahren von Oberösterreich nach Kärnten gezogen und habe mich im Südkärntner Raum angesiedelt. Ich wusste zwar, dass im südlichen Grenzgebiet eine slowenischsprachige Volksgruppe lebt, hatte aber keine Vorstellung davon, wie sich das im täglichen Leben anfühlt und welche Konflikte dahinterstehen. Das habe ich erst als junge Erwachsene in Kärnten selbst erfahren.

Ich habe an der Universität Klagenfurt Pädagogik und Grundlagen der Psychologie studiert. Über meine Professoren, darunter Peter Gstettner und Dietmar Larcher, stieß ich auf die Geschichte des Peršmanhofs und war verblüfft, dass ich – obwohl ich schon mehrere Jahre in Südkärnten lebte – noch nichts davon gehört hatte. Also machte ich mich im Frühjahr 1998 auf den Weg dorthin.

Ana Sadovnik, die als Kind das Peršman-Massaker überlebt hatte, ließ uns ins Haus – ein Moment, der mich nachhaltig prägte. Der Peršmanhof ist ein Ort, der große Kontroversen hervorruft. Schon davor wurde mir geraten, nicht hinzufahren und mich bloß nicht ins Gästebuch einzutragen. Gerade diese Eindrücke haben mich aber letztendlich motiviert, mich in meinem Studium intensiv mit Erinnerungskultur und Gedenkstättenpädagogik zu beschäftigen – bis heute.

War Gedenkstättenpädagogik damals expliziter Bestandteil der Ausbildung?

Nein, der Begriff Gedenkstättenpädagogik hat sich in Österreich erst Mitte der 1990er Jahre etabliert. Ich hatte aber die Gelegenheit, im Rahmen des Studiums viele Gedenkort kennenzulernen und mich mit pädagogischer Arbeit an diesen Orten auseinanderzusetzen. Ich habe mich intensiv mit den zwei Seiten der Kärntner Erinnerung beschäftigt: der dominanten Geschichtstradierung und dem Ringen der Volksgruppe um Anerkennung ihrer eigenen Erinnerung.

Kann man sagen, dass alles am Peršmanhof begann?

Der Peršmanhof hat eine große Kraft. Ich bin nicht die Einzige, die an diesem Ort hängen geblieben ist – viele kehren immer wieder zurück, weil es so empörend ist, dass eine derart große Ungerechtigkeit über so lange Zeit kaum thematisiert wurde. Hier wird das Hineinwirken der Vergangenheit in die Gegenwart besonders deutlich. Meine Arbeit am Peršmanhof war überwiegend ehrenamtlich. Zu der Zeit war ich Museumpädagogin im Kärntner Landesmuseum und habe später dort die Leitung der Abteilung übernommen. Als in Mauthausen die Stelle der pädagogischen Leitung ausgeschrieben wurde, habe ich mich beworben – und es hat geklappt. Inzwischen bin ich schon über elf Jahre hier tätig.

Ich glaube, man kann dieses Thema entweder meiden – oder es lässt einen nicht mehr los und prägt ein ganzes Leben. Welche Bedeutung hat die NS-Vergangenheit für Ihre eigene Familiengeschichte?

Mein Aufwachen war von einer leisen Trauer begleitet. Mein Großvater war aus Russland nicht zurückgekehrt, und die unsägliche Armut der Nachkriegsjahre hatte meinen Vater tief geprägt. Ich empfand ihn, ebenso wie seine Mutter und Brüder, als Kriegsoffer. Erst als Jugendliche begann ich zu begreifen, dass es neben dieser familiären Leidensgeschichte auch eine andere, größere Perspektive gab. Meine Mutter begleitete uns bei dieser Erkenntnis unterstützend. Sie gab uns Bücher zum Lesen – das Tagebuch der Anne Frank, die Geschichte der Geschwister Scholl. Mit sechzehn nahm ich mir vor: Sollte ich einmal eine Tochter haben, würde ich sie Sophie nennen. Meine Tochter heißt Sophie.

Sie waren eine der treibenden Kräfte hinter der Neugestaltung des Museums am Peršmanhof und der Entwicklung eines pädagogischen Konzepts. Wie sind Sie dabei vorgegangen?

In meinem ersten Sommer am Peršmanhof lernte ich Aktivisten wie Marjan Sturm, Mirko Messner und Willi Ošina kennen. Mirko Messner hatte die Idee, den Hof zu einem internationalen Jugendbegegnungszentrum weiterzuentwickeln. Gleichzeitig war klar: Die Zeitzeugen – unter ihnen Peter Kuhar, der als Kurier bei den Partisanen tätig gewesen war – waren ins hohe Alter gekommen. Ihre Kinder engagierten sich weiterhin im Partisanenverband, doch es brauchte zusätzlich eine jüngere Generation, auch über die Volksgruppe hinaus. Die deutschsprachigen Kärntnerinnen und Kärntner sollten ein Zeichen setzen, dass ihnen dieser Ort nicht gleichgültig ist. So gründeten wir 2001 den Društvo/Verein Peršman. Die erste Obfrau war Tina Leisch, ich folgte ihr später nach. Unser Ziel war es, das

1982 eröffnete Museum grundlegend neu zu gestalten – ohne nennenswerte finanzielle Mittel. Im Rahmen eines Forschungsprojekts wurden Archive und Gerichtsakten ausgewertet, parallel arbeiteten wir an einer neuen Ausstellung und einem pädagogischen Konzept. Nach Jahren intensiver Arbeit wurde das neue Museum schließlich am 24. Juni 2012 eröffnet.

Der Titel unserer Schwerpunktausgabe ist von den aktuellen Ereignissen rund um den Peršmanhof inspiriert: Gedenkstätten im Lärm der Zeit. Durch die Polizeirazzia im vergangenen Sommer rückte der ansonsten stille Peršmanhof unvermittelt in den Fokus der Öffentlichkeit. Das muss eine große Herausforderung für die Vermittlung sein.

Es gab schon einmal einen Moment, in dem der ruhige Peršmanhof plötzlich belebt wurde: als Maja Haderlap mit ihrem Debütroman *Engel des Vergessens* den Bachmannpreis 2011 gewann. Das war zwar ein sehr spezielles Publikum, das auf den Spuren von Haderlap in die Region kam, aber einen Sommer lang hatten wir alle Hände voll zu tun. Bei aller Traurigkeit und allem Erschrecken – manche sagen, eine bessere PR-Aktion als der Polizeieinsatz hätte es für den Peršmanhof nicht geben können. Das ist natürlich für die Kolleginnen und Kollegen im Museum eine riesige Herausforderung. Sie arbeiten ehrenamtlich und verfügen über keine solchen Strukturen, wie wir sie im Mauthausen Memorial haben. Schon die zahlreichen Presseanfragen zu beantworten und gegenüber der Politik eine klare Haltung zu entwickeln, war nicht einfach. Es ist daher höchste Zeit, den Peršmanhof von einer ausschließlich ehrenamtlich geführten Institution hin zu einer abgesicherten zu entwickeln. Pädagogische Gedenkstättenarbeit kann man nur leisten, wenn man sie kontinuierlich leistet – nicht projekt- und anlassbezogen. Vielleicht ergibt sich durch diesen großen Skandal und durch das Mehr an Aufmerksamkeit die Chance, die Arbeit am Peršmanhof insgesamt, insbesondere die Vermittlungsarbeit,

auf eine Ebene zu heben, auf der sie nicht mehr ausschließlich von ehrenamtlichem Engagement getragen wird.

Im Gedenkstättengesetz ist eine sehr anspruchsvolle Zielsetzung formuliert: historische Wissensvermittlung über die NS-Verbrechen, Reflexion über deren Ursachen und Folgen, Herstellung von Bezügen zu Antisemitismus, Antiziganismus, Homophobie bis zur Prävention von Rassismus und Rechtsextremismus. Ist das alles für eine Gedenkstätte leistbar?

Manchmal habe ich das Gefühl, dass ein politischer Reflex einsetzt, sobald ein Missstand beobachtet wird: Schicken wir alle nach Mauthausen und sie kommen als geläuterte Menschen heraus. So funktioniert es nicht. Mauthausen ist keine Schutzimpfung. Ja, wir können versuchen, die Verbindungslinien zwischen Vergangenheit und Gegenwart herzustellen, Menschen anzuregen, ihre politischen Entscheidungen oder Handlungen gut zu überdenken. Aber wir können nicht die Welt ändern. Manche berichten, dass ein Schulbesuch in der KZ-Gedenkstätte vor 20 Jahren tiefe Spuren hinterlassen habe. Ja, ein Gedenkstättenbesuch kann schon etwas in Bewegung bringen, aber nicht automatisch bei allen. Wenn er gut vorbereitet ist und Lehrkräfte das Interesse weiterfördern, kann daraus eine intensive Auseinandersetzung und bewussteres Handeln erfolgen, doch dafür reicht ein zweistündiger Besuch allein nicht aus. Das ist eine gesamtgesellschaftliche Aufgabe.

In der Gedenkstättenarbeit sprach man früher von „Schockpädagogik“ oder „Betroffenheitspädagogik“. Gibt es für Ihr zeitgemäßes Vermittlungskonzept einen eigenen Begriff – oder eine klare Abgrenzung zu diesen Ansätzen? Sie betonen die Aktualität der NS-Geschichte und die Herstellung von Bezügen zur Gegenwart. Was verstehen Sie unter dieser Aktualität?

Wir gehen davon aus, dass alle, die wir an den Gedenkstätten betreuen, mit

einem gewissen Vorwissen und eigenen Vorstellungen kommen – sei es aus Familie, Schule oder Social Media. Sie – wie wir alle – betrachten die Geschichte und die NS-Verbrechensorte aus einer eigenen gegenwärtigen Position. Wir pflegen an der KZ-Gedenkstätte ein interaktives Vermittlungskonzept. Wir möchten die nötigen Grundinformationen geben, damit unsere Besucherinnen und Besucher den Ort verstehen und begreifen können. Das Ziel ist, miteinander ins Gespräch zu kommen. Mithilfe von Beobachtungsfragen und Lesematerial sprechen die Teilnehmenden selbst Themen an, die ihnen im Vergleich einfallen.

Würden Sie das an einem Beispiel verdeutlichen?

Auf dem Areal des Mauthausen Memorial gibt es die Stelle des ehemaligen Sanitätslagers, in dem viele Häftlinge gestorben sind. Daneben lag der SS-Fußballplatz, dessen Zuschauertribüne man heute noch sehen kann. Wir stellen die Frage: Wer waren die Zuschauer? Es waren Menschen aus der Umgebung, die gekommen sind, um ihre Mannschaft zu bejubeln. Wie passt es zusammen, dass auf der einen Seite Tausende Menschen sterben, während auf der anderen Seite Fußball gespielt und gejubelt wird? Das wirft schnell die Frage auf, wie rasch Unrecht zur Normalität wird – und ob das eine oder andere, was wir heute erleben, vielleicht bereits ein Verbrechen gegen die Menschlichkeit ist. Solche Gedanken kommen bei Besuchenden oft von selbst auf. Genau das ist unser Ziel: sie zum Denken, Mitdenken und Mitreden anzuregen, sodass sie selbst Schlüsse ziehen, ohne dass wir sie belehren müssen. Belehren und Moralisieren geht nicht so tief wie eigenes Denken. Es ist eine wunderbare Arbeit – aber auch wunderbar schwierig. Warum sollte es auch einfach sein?

Sie haben eine Gruppe von teilweise sehr jungen Menschen vor sich und wissen nicht, wie viele von ihnen NS-Opfer in der Familie haben, wie viele Täter. Auch nicht, wie viele zugewandert sind und selbst Fluchterfahrungen haben. Wie arbeiten sie mit solchen gemischten Gruppen?

Vielleicht zuerst kurz zu unserem Publikum: Wir betreuen auch viele Erwachsenengruppen – etwa im Rahmen von Bildungsk Kooperationen mit dem Bundesheer, der Justiz und der Polizei. Dazu kommen Touristinnen und Touristen, auch viele zugewanderte Familien. Wir haben also ein sehr diverses und internationales Publikum. Ob Besuchende Opfer in der Familie hatten oder Täter oder ob sie zugewandert sind, spielt für uns keine entscheidende Rolle. Wir werden oft gefragt, ob wir angesichts der Diversität des Publikums spezielle Programme haben. Nein, haben wir nicht – denn unsere Erfahrung zeigt, dass gerade zugewanderte Menschen sehr wohl Zugang zum Ort und seiner Geschichte finden. Wir haben in der Gedenkstätte aktuell einen Zivildienstler mit türkischem Hintergrund. In einem Interview mit einer ORF-Journalistin erklärte er, dass ihm das Thema wichtig sei und er sich engagieren wolle. Zudem habe er selbst Diskriminierungserfahrungen gemacht. Auch solche persönlichen Bezüge schaffen eine Beziehung zum Ort. Man muss nicht Opfer- oder Täterfamilien angehören, um Zugang zu finden. Wenn wir etwa Gruppen im Denkmalpark begleiten, sind viele überrascht: Warum gibt es dort ein jugoslawisches Denkmal? Eine türkische Gedenktafel? Über solche Fragen entsteht ebenfalls Beziehung. Es gibt also viele Wege, um Verbindung herzustellen. Menschen, mit denen man früher persönlich in Beziehung treten konnte – Zeitzeuginnen und Zeitzeugen – gibt es kaum noch. Was sie geleistet haben, müssen jetzt die Orte übernehmen.

[Dem Rechtsextremismus-Bericht 2024 des Dokumentationsarchivs des österreichischen Widerstands zufolge haben sich die Anschläge auf KZ-Gedenkstätten im Vergleich zum Vorjahr verdoppelt.](#)

Der Rechtsextremismus-Bericht spricht für sich selbst. Wir beobachten ja, wie sich die politischen Auseinandersetzungen und die Gesellschaft verändern. Anhand der politischen Entwicklungen weltweit sprechen manche von einer Zeitenwende. Wir werden sehen, wohin das alles führen wird. Man blickt sorgenvoll auf die Gegenwart und Zukunft, dennoch

dürfen uns Kampfgeist und Zuversicht nicht verlassen.

An der KZ-Gedenkstätte Mauthausen läuft seit zehn Jahren ein Projekt für Jugendliche, die mit dem Verbotsgesetz in Konflikt geraten sind – zu wenig für eine Anklage, aber ernst genug, dass Staatsanwälte ihnen eine inhaltliche Auseinandersetzung mit der Tat empfehlen. Anfangs waren wir skeptisch, ob wir nicht eine Bühne bieten, auf der sich Straftäter leicht aus der Verantwortung nehmen könnten. Mittlerweile sind wir vom Projekt überzeugt. Wir können uns nicht nur mit Menschen beschäftigen, die ohnehin achtsam mit der Geschichte umgehen. Es geht auch darum, einen Zugang zu jenen zu finden, die Schwierigkeiten damit haben, häufig junge Menschen aus bildungsfernen Hintergründen. Die Resonanz ist positiv, weil das Projekt in ein umfassendes Maßnahmenpaket eingebettet ist: Bewährungshilfe begleitet die Teilnehmenden vor und nach unserer Intervention, sodass Reflexion des eigenen Verhaltens möglich wird. Am Projekt arbeiten ca. zehn Vermittler*innen an der KZ-Gedenkstätte Mauthausen und weitere am Lern- und Gedenkort Schloss Hartheim und der Gedenkstätte Melk. Drei bis vier Stunden Einzelbetreuung im Eins-zu-eins-Setting ermöglichen einen intensiven Blick auf die Tat. Das ist aufwändig, lohnt sich jedoch sehr. Seit der Novellierung des Verbotsgesetzes vor zwei Jahren arbeiten wir auch mit Erwachsenen.

[Hat sich Ihre pädagogische Arbeit seit dem Hamas-Angriff am 7. Oktober und seinen Folgen verändert? Wird das Thema von Besucher*innen oder Vermittler*innen aktiv angesprochen, und begegnen Ihnen bei Führungen auch Narrative, die Antisemitismus pauschal mit Israel verknüpfen?](#)

Immer, wenn irgendwo auf der Welt etwas vorfällt, bekommen wir das an der Gedenkstätte zu spüren – sei es in Gesprächen, bei den Einträgen in Besucherbüchern oder in Form von Beschädigungen, zum Beispiel Ritzen auf Mauern. Die Menschen kommen also nicht neutral zu uns.

Nach dem 7. Oktober war das jedoch überraschenderweise seltener der Fall. Wir hatten erwartet, dass der Hamas-Angriff und seine Folgen zum Beispiel besonders vor dem großen jüdischen Denkmal, wo wir über die Vernichtung jüdischen Lebens im KZ Mauthausen sprechen, angesprochen werden würden. In den ersten Wochen und Monaten nach dem 7. Oktober kam es jedoch viel weniger zur Sprache, als wir uns darauf vorbereitet hatten, bis heute hat sich daran wenig geändert.

[Die Nationalfondspräsidentin Hannah Lessing sagte im Stimme-Interview, „Jede Generation muss die Geschichte von Neuem begreifen und ihre Lehren daraus ziehen“. Insbesondere seit dem 7. Oktober frage sie sich, ob die Erinnerungsarbeit gescheitert sei. Teilen Sie diese Sorge – und was gibt Ihnen trotzdem Hoffnung?](#)

Ich kann das nachvollziehen, was Hannah Lessing gesagt hat, und würde dem in Teilen zustimmen. Natürlich gibt es Momente, in denen wir uns fragen: Können wir überhaupt irgendetwas verändern? Irgendjemanden zum Nachdenken bringen? Manchmal ist man fast verzweifelt, wenn man angesichts aktueller Entwicklungen das Gefühl hat, die Menschheit wird nicht gescheitern. Dann gibt es aber auch Momente großer Zuversicht. Zum Beispiel wenn wir zu unserem Vermittler*innen-Jour-Fixe zusammenkommen: Da sind 50, 60, 70 engagierte Menschen, alle voller Überzeugung für ihre Arbeit. Wenn Zweifel an unserer Arbeit aufkommen, pflege ich zu sagen: Wir müssen unbeirrbar für Menschlichkeit eintreten. Wir dürfen zweifeln und hadern, aufgeben dürfen wir nicht – sonst verliert unsere Arbeit ihren Sinn. Zu sehen, wie viel Energie und Engagement hier zusammenkommen, gibt mir Kraft. —

*Der Peršmanhof bei Bad Eisenkappel war im Zweiten Weltkrieg ein Stützpunkt des slowenischen Widerstands; am 25. April 1945 ermordeten SS-Polizeiangehörige dort elf Zivilisten, darunter sieben Kinder.